

## Danksagung

Neigt euch vor ihm in ewigem Gedenken!  
O sag auch du, mein Deutschland, Stalin Dank.  
Er kam, ein neues Leben dir zu schenken,  
Als schon dein Land in blutigem Schnee  
versank.

Er kam, aus deiner Not dich zu erretten,  
Wo immer neues wächst, gedenke sein.  
Hochhäuser ragen über Trümmerstätten  
Und ihr Willkommen lädt uns herzlich ein.

Es wird ganz Deutschland einstmals Stalin  
danken.  
In jeder Stadt steht Stalins Monument.  
Dort wird er sein, wo sich die Reben ranken,  
Und dort in Kiel erkennt ihn ein Student.

Dort wird er sein, wo sich von ihm die Fluten  
Des Rheins erzählen und der Kölner Dom.  
Dort wird er sein in allem Schönen, Guten,  
Auf jedem Berg, an jedem deutschen Strom,  
Allüberall, wo wir zu denken lernen  
Und wo man einen Lehrsatz streng beweist.  
Vergleichen wir die Genien mit den Sternen,  
So glänzt als hellster der, der Stalin heißt ...

Am Wendelstein und in den Isarauen  
Sind wir begegnet deinem Angesicht,  
Wir sind begegnet dir im Abendblauen,  
Und sind begegnet dir im Morgenlicht.

In seinen Werken reicht er uns die Hand.  
Band reiht an Band sich in den Bibliotheken,  
Und niederblickt sein Bildnis von der Wand.  
Auch in dem fernsten Dorf ist er zugegen.

Mit Marx und Engels geht er durch  
Stralsund,  
Bei Rostock überprüft er die Traktoren,  
Und über einen dunklen Wiesengrund  
Blickt in die Weite er, wie traumverloren.

Er geht durch die Betriebe an der Ruhr,  
Und auf den Feldern tritt er zu den Bauern,  
Die Panzerfurche – eine Leidensspur.  
Und Stalin sagt: „Es wird nicht lang mehr  
dauern!“

In Dresden sucht er auf die Galerie,  
Und alle Bilder sich vor ihm verneigen.  
Die Farbentöne leuchten schön wie nie  
Und tanzen einen bunten Lebensreigen.

Mit Lenin sitzt er abends auf der Bank,  
Ernst Thälmann setzt sich nieder zu den beiden.  
Und eine Ziehharmonika singt Dank,  
Da lächeln sie, selbst dankbar und bescheiden.

Die Jugend zeigt euch ihre Meisterschaft  
In Sport und Spiel – und ihr verteilt die Preise.  
Dann summt ihr mit die Worte „lernt und  
schafft“,  
Wenn sie zum Abschied singt die neue Weise.

Wenn sich vor Freude rot die Wangen färben,  
Dankt man dir, Stalin, und sagt nichts als: „Du!“  
Ein Armer flüstert „Stalin“ noch im Sterben  
Und Stalins Hand drückt ihm die Augen zu.

Stalin: so heißt ein jedes Friedenssehnen.  
Stalin: so heißt des Friedens Morgenrot,  
Stalin beschwören aller Mütter Tränen:  
„Stalin! O ende du des Kriegs Not.“

Du trittst herein, Welch eine warme Helle  
Strömt von dir aus und was für eine Kraft  
Und der Gefangene singt in seiner Zelle,  
Er fühlt als Riese sich in seiner Haft ...

Du Freund der Völker, du, ihr allerbesten,  
Was je war rühmenswert, blüht dir zum Ruhm.  
Es spielt, den Weltraum füllend, ein Orchester  
Das hohe Lied von Stalins Heldentum ...

Vor Stalin neigt euch, Fahnen, laßt euch  
senken!  
Es soll ein ewiges Gedenken sein!  
Erhebt euch, Fahnen, und weht im Gedenken  
An Stalin bis hinüber an den Rhein.

In Stalins Namen wird sich Deutschland einen.  
Er ist es, der den Frieden uns erhält.  
So bleibt er unser und wir sind die Seinen,  
Und Stalin, Stalin heißt das Glück der Welt.

Die Völker werden sich vor dir erheben,  
Genosse Stalin, und zu dir erhebt  
Mein Deutschland sich: in unserm neuen Leben  
Das Leben Stalins ewig weiterlebt.

*Johannes R. Becher, 1953*

(um acht Strophen gekürzt)

# Der fröhliche MARXIST

Kulturpolitisches Journal  
zum Studium der Quellen, Werke, Schriften und Wirkung  
von Chico, Groucho, Harpo, Karl und Zeppo Marx

Herausgegeben vom Studienkreis  
zur Erforschung des wahren Marxismus  
c/o Michael Rittendorf, Wakenitzufer 40, 2354 Lübeck  
Ausgabe Nr. 9 zum 5. März 2013 — 3,00 Euro

## Thema: Stalin und der Stalinismus

5. März 1953, 21 Uhr

Gesiegt!  
Und alles, alles ist vollbracht.  
Er ruht!  
Die Millionen sind die Seinen.  
Sein Lächeln leuchtet uns die ganze Nacht.  
Er hat uns arme Leute reich gemacht.  
Wir aber weinen.

Wir wissen freilich,  
daß wir unbesiegbar sind.  
Wir trinken seine Lehren wie den reinen  
kristall'nen Wein Grusiniens.  
Wie den Wind –  
Wir wissen freilich, daß wir  
unbesiegbar sind.  
Wir aber weinen.

Gesiegt!  
Der Schwur an Lenins Bahre ward erfüllt.  
Vollbracht!  
Er gab uns noch ein Buch voll guter Lehren.  
Die Fahnen neigen sich, in Flor gehüllt.

Wir schwör'n Genosse Stalin!  
Unser Schwur wird treu erfüllt!

In Ehren!

*KUBA*

Inhalt	
Editorial	1
Erich Weiner: Im Kreml brennt noch Licht	2
Konstantin Simonow: Unser Lied	2
Jaik Fefer: Ein Lied für ihn	2
Johannes R. Becher: Der Name Stalin ...	3
Der Alltag des Terrors. Tagebücher aus der Stalinzeit (Rezension)	3
Moskau murrst. Tagebuch einer russischen Schülerin (Rezension)	4
Sowjetische Lehrjahre. Wolfgang Ruges Erinnerungen an seine Zeit in Stalins Lagern (Rezension)	6
Intrige gegen Thälmann (Rezension)	7
Bibliographie Stalin – Stalinismus	8
Stalin-Denkmal in Prag	9
Reinhard Kusch: Wer Stalin sagt, muß auch Lenin sagen	9
Der Witz im Stalinismus	14
Cinematographischer Marxismus: A Night in the Kremlin.	
Musikalische Komödie um Harpo Marx	17

## Cinematographischer Marxismus

### Musikalische Komödie um Harpo Marx



„A Night in the Kremlin“ zeigt herrlich fantasievoll, was passiert, als Harpo Marx 1933 nach Moskau reist, mitten im Aufbau des sowjetischen „Utopia“. Gleich bei seiner Ankunft bekommt er die Übersetzerin Valentina zur Seite gestellt und hilft Ivy, der englischen Frau des Volkskommisars für auswärtige Angelegenheiten [Maxim Litwinow], aus einer Patsche. Nachdem ihn die beiden Frauen zu einer Probe im Tschechow-Theater mitgenommen haben (sehr lustig), bricht Valentina verzweifelt zusammen. Sie erzählt Harpo und Ivy, dass ihr Freund Igor vor dem Parteikomitee zu erscheinen hat und voraussichtlich verbannt wird. Anhand der Einzelheiten finden Harpo und Ivy, dass Igor Unrecht geschieht und dass sie alles dafür tun wollen, dass Valentina und Igor trotz übler politischer Machenschaften zusammenbleiben können. Sie gehen also zu Stalin!

Stalin hat alle Hände voll damit zu tun, die Sowjetunion zu stabilisieren und sicherzustellen, dass sie der Arbeiterschaft dient. Gerade kam die gute Nachricht, dass die USA die UdSSR anerkennen, als er Harpo und Ivy begegnet. Ohne von der Absicht des Duos zu wissen, die Entscheidung des Parteikomitees anzufechten, fängt er an, sich in Ivy zu verlieben. Ivy wiederum sucht mit ihren weiblichen Taktiken Stalin dazu zu bringen, die drohende Entscheidung des Par-

teikomitees, Igor zu verbannen, noch abzuwenden. Unterdessen probiert Harpo, mit komödiantischen Mätzchen Stalin zu verwirren und ihn zum Abzeichnen offizieller Anweisungen für Igers Freilassung zu verleiten.

Harpo bei Stalin? Nein, das nun nicht. Tatsächlich aber besuchte er Moskau im November 1933 als eine Art Botschafter des guten Willens [von Präsident Roosevelt entsandt], im Zuge der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen den USA und der Sowjetunion. Den Rest können wir uns vorstellen.

Harpo ist unbedingt die Hauptperson des Stücks, doch Stalin folgt ihm dichtauf. Eine perfekte Szene am Schluss des ersten Akts spielt auf Stalins – ungefähre – Ähnlichkeit mit Groucho Marx und darauf an, dass Stalin für seinen boshaften Sinn für Humor bekannt war – deutlich von der schwarzen Sorte.

Wenn auch der Humor des Stücks oftmals farcenhafte daherkommt, ist die Story doch fest in historischer Realität verankert, und viele der dargestellten Vorgänge – zum Beispiel, wie Stalin dem Botschafter Bullitt auf die Lippen küsst – sind tatsächlich vorgekommen. Die Show hat zwar vergnügliche Unterhaltung zum Ziel, doch wirft sie auch ein Licht auf eine der großen Tragödien des 20. Jahrhunderts.

*Michael Lockley (nytheatre.com)*

Radek stand politisch Trotzki nahe, was nach Lenins Tod zu seinem Untergang führte. Auf dem Zwölften Kongress der Kommunistischen Partei stand der Stalin loyal ergebene sowjetische Marschall Woroschilow auf dem Podium, als Trotzki und Radek den Saal betraten. „Ach, da kommt ja der Löwe, gefolgt von seinem Schwanz“, feixte Woroschilow.

Radek antwortete: „Lieber Troztkis Schwanz als Stalins Arsch!“

Stalin, der das hörte, fragte Radek, als er ihn das nächste Mal sah, ob er sich den Wirt ausgedacht habe.

„Ja“, erwiderte Radek. „Aber dass Sie der Führer des internationalen Proletariats sind, den Witz habe ich nicht erfunden.“

Der waghalsige Radek war dann auch der Einzige, der Stalin nachgewiesenermaßen einen Stalin-Witz erzählte. Er wurde zum Modell für einen immer wieder gern erzählten Witz über alle späteren Parteiführer:

Der Chef der Kommunistischen Partei (Namen bitte einsetzen) hört, dass ein einziger Bürger für 99 Prozent aller Witze über ihn und das kommunistische System verantwortlich ist. Er zitiert den Mann zu sich in seine pompösen Staatsgemächer. Es ist alles zu einem großen Bankett hergerichtet.

„Eines Tages“, sagt der Generalsekretär, „werden alle Genossen so tafeln.“

„He, ich dachte, ich mache hier die Witze“, sagt sein Gast.

Abschließend noch eine Auswahl Witze. Sie stehen alle in dem Buch von Ben Lewis „Das Komische Manifest. Kommunismus und Satire von 1917 bis 1989“, Aus dem Englischen von Anne Emmert. Blessing Verlag, 2009.

„Papa haben wir schon den Vollkommunismus oder wird es noch schlimmer?“

Hundert Jahre später. Der Kommunismus wurde vor geraumer Zeit erreicht. Ein kleiner Junge fragt seine Großmutter, was „Schlange stehen“ bedeutet.

„Im Sozialismus musste man sich anstellen. Die Leute standen in einer langen Schlange nach Butter und Wurst an.“

„Großmutter, was sind Butter und Wurst?“

Stalin stirbt und weiß nicht recht, ob er in den Himmel oder in die Hölle will. Er bittet um einen Rundgang. Im Himmel sieht er Menschen, die im stillen Gebet oder in der Meditation vertieft sind. In der Hölle essen, trinken, tanzen und vergnügen sie sich. Stalin entscheidet sich für die Hölle. Man führt ihn durch mehrere Labyrinth in einen Bereich mit kochenden Kesseln. Mehrere Teufel packen ihn am Schlafittchen. Stalin beklagt sich, man habe ihm auf seinem Rundgang auch Leute gezeigt, die sich amüsiert hätten. „Ach was“, erwidert ein Teufel, „das war doch nur Propaganda.“

Wird es noch einen Polizeiapparat geben, wenn wir den Vollkommunismus erreicht haben?

Nein, die Leute können sich dann selbst verhaften.



## Editorial

Als Stalin am 5. März 1953 starb, stand die Zeit in Moskau still. Seine Tochter Swetlana Allilujewa beschreibt den Tod Stalins so: „Das Sterben des Vaters war furchtbar und schwer ... Den Gerechten gibt Gott einen leichten Tod. Der Bluterguß im Gehirn verbreitete sich allmählich über alle Zentren; bei einem gesunden und starken Herzen erfasst er das Atemzentrum nur langsam, und der Mensch stirbt durch Ersticken ... Das Antlitz verfärbte sich, die Gesichtszüge entstellten sich bis zur Unkenntlichkeit, die Lippen wurden schwarz. In den letzten zwei Stunden erstickte er einfach ... Die Agonie war entsetzlich, sie erwürgte ihn einfach.“

In einem dieser Augenblicke – ich weiß nicht, ob es wirklich so war, aber mir schien es jedenfalls so –, offenbar in letzter Minute öffnete er plötzlich die Augen und ließ seinen Blick über alle Umstehenden schweifen. Es war ein furchbarer Blick, halb wahnsinnig, halb zornig, voll Entsetzen vor dem Tod und den unbekanntem Gesichtern der Ärzte, die sich über ihn beugten. Dieser Blick ging im Bruchteil einer Sekunde über alle hin, und da – es war unfasslich und entsetzlich ... – da hob er plötzlich die linke Hand (die noch beweglich war) und wies mit ihr nach oben, drohte uns allen. Die Geste war unverständlich, aber drohend, und es blieb unbekannt, worauf und auf wen sie sich bezog ... Im nächsten Augenblick riß sich die Seele nach seiner letzten Anstrengung vom Körper los.“

Sie war, wie ihr Bruder Wassilij, erst nach einem Tag vom ersten Schlaganfall des Vaters informiert und auf die Datscha nach Kunzewo befördert worden. Ihr Bruder lärmte in schwertrunknenem Zustand, beleidigte die Ärzte und brüllte sie an, sie hätten Vater „vergiftet“ und „ermordet“. Bis heute ist unklar, ob der Sterbende und sein Sohn nur Albträume hatten oder die Gespenster ihres eigenen Verfolgungswahns sahen oder ob an den Verdächtigungen tatsächlich etwas wahr ist und ob der Tod des Potentaten durch das von Berija beaufsichtigte neue Ärzteteam vorsätzlich herbeigeführt oder aber bewusst in Kauf genommen worden war.

Auf jeden Fall wurde die Erkrankung Stalins erst mit drei Tagen Verzögerung der Öffentlich-

keit mitgeteilt und um mehrere Stunden falsch datiert. In dieser Zeit blieb Stalin ohne ärztliche Versorgung. Und schon begann unter Stalins Diktatorien die neue Machtverteilung.

Die Erschütterung war ungeheuerlich. Den Unterdrückten von fünf Erdteilen muss der Herzschlag stehengeblieben sein, als sie von seinem Tod hörten. Das Bild Stalins im Sarg war unbegreiflich. Denn er ruhte im Regenbogenglanz von Millionen Tränen, im Ruf der Sirenen, im gewitterhaften Aufzucken der Streiks zu seinem Gedenken in Paris, Turin und Hamburg. Die Völker sagten ihrem teuersten Toten: Schlafe ruhig! Denn alles, alles ist vollbracht!

Diese gewaltige Erschütterung ist aus der historischen Rückschau in heutigen Zeiten schwer zu verstehen. Denn der „Vater der Völker“, Sieger im Großen Vaterländischen Krieg und Alleinherrscher der Sowjet-Union war doch kein Titan, sondern ein sterblicher Mensch. Es ist verständlich, daß sofort der Kampf um die Nachfolge und den Machterhalt begann.

Der Todestag Stalins vor 60 Jahren soll zum Nachdenken anregen und begreiflich machen, wie sich unter seinem Namen ein diktatorisches Regime entwickeln konnte, das den „Großen Terror“ hervorbrachte, Millionen Menschen das Leben kostete und den Kommunismus auf Jahrzehnte hin in Verruf brachte. Diese Ächtung ist durch den Mauerfall 1989 und die Auflösung des Sowjet-Systems und seiner Satelliten vor über 22 Jahren inzwischen selber Geschichte.

In diesem Heft des „Fröhlichen Marxisten“ soll aber auch der Frage nachgegangen werden, wie Intellektuelle, Künstler und Schriftsteller sich vorbehaltlos Stalin unterwarfen.

Die abgedruckten Gedichte von DDR- und Sowjet-Schriftstellern zeigen in ihrer für heutige Zeiten kaum vorstellbaren Idolatrie eine Selbstverleugnung, die kaum verständlich ist.

Stalin und der Stalinismus haben in der politischen Diskussion große Debatten ausgelöst. Das neue Heft des „Fröhlichen Marxisten“ will aktuell zum 60. Todestag Stalins dazu beitragen.

*Michael Rittendorf*  
Herausgeber und Redakteur

**Im Kreml ist noch Licht**

Wenn du die Augen schließt und jedes Glied  
Und jede Faser deines Leibes ruht.  
Dein Herz bleibt wach, dein Herz wird niemals  
müd;  
Und auch im tiefsten Schlafe rauscht dein Blut.

Ich schau aus meinem Fenster in die Nacht;  
Zum nahen Kreml wend ich mein Gesicht.  
Die Stadt hat alle Augen zugemacht.  
Und nur im Kreml drüben ist noch Licht.

Und wieder schau ich, weit nach Mitternacht,  
Zum Kreml hin. Es schläft die ganze Welt.  
Und Licht um Licht wird drüben ausgemacht.  
Ein einziges Fenster ist nur noch erhellt.

Spät leg ich meine Feder aus der Hand,  
Als schon die Dämmerung aus den Wolken  
bricht.

Ich schau zum Kreml. Ruhig schläft das Land.  
Sein Herz blieb wach. Im Kreml ist noch Licht.

*Erich Weinert*

**Unser Lied**

Vom glühenden Steppensüden  
zum Eismeer und Nebelland,  
vom Moskauer Birkenfrieden  
zum trüben Kurilenrand  
erstreckt sich die Großmacht, erschaffen  
von aufrechten Menschen der Tat,  
umfriedet vom Ruhm ihrer Waffen,  
vom Ruhm ihrer Arbeit und Saat.

Das Land blickt weiter,  
hier atmet man breiter,  
von Stalins Gedanken sonnig erhellt.  
Mein Land ist der strahlende Wegbereiter,  
die Stütze und Hoffnung der ehrlichen Welt!

Von Mexiko bis nach Ägypten,  
Vom Ganges zum Themsefluß:  
den Frieden, den allseits geliebten,  
erhoffen die Menschen von uns.

Den Kriegsbrand mit Macht zu bekriegen,  
wir tuns nicht aus Furcht vor dem Krieg.  
Die Brandstifter werden erliegen,  
der Sowjetmensch meistert den Sieg!

Dies Land blickt weiter,  
hier atmet man breiter,  
von Stalins Gedanken sonnig erhellt.  
Mein Land ist der strahlende Wegbereiter,  
die Stütze und Hoffnung der ehrlichen Welt!

*Konstantin Simonow*

**Ein Lied für ihn**

Ewig keimen wird der Same,  
Ewig grünen wird das Feld.  
Wie die Sonn' wird Stalins Name  
Ewig scheinen auf der Welt.

Er ist höher als die Wolke,  
Er ist tiefer als das Meer,  
Und er lebt in jedem Volke  
Auf der Erden ringsumher.

Und in allen Republiken  
Lebt sichs ohne Unterschied.  
Russen, Juden und Tadschiken,  
Jeder singt das gleiche Lied.

Ewig keinem wird der Same,  
Ewig grünen wird das Feld.  
Wie die Sonn' wird Stalins Name  
Ewig scheinen auf der Welt.

Wie am Kremelturm die Sterne  
Leucht' auf Erden unser Glanz  
Fröhlich rings in alle Ferne  
Von dem Ruhm des Vaterlands.

Seht doch hin, wie Berg und Wälder  
Sind im neuen Tag erglüht.  
Über unsre freien Felder  
Weht der Wind das schöne Lied.

Ewig keimen wird der Same,  
Ewig grünen wird das Feld.  
Wie die Sonn' wird Stalins Name  
Ewig scheinen auf der Welt.

Unsre Grenzarmisten schützen  
Unsre Heimat, unsren Herd,  
All die Feinde abzublitzen.  
Stalin hat dies gut gelehrt.

Unterm Tritt der Sklavenhalter,  
Unterm ärmsten Regendach,  
Vater! Ruft ihn jeder Kuli,  
Vater! Ruft ihn der Fellach.

larkreises, in die Stalin 1913 vom Zaren verbannt worden war.

Der Schauspieler, noch immer nicht eingeschüchtert, fragte weiter: „Warum sind Sie denn dort weg?“

Stalin erwiderte: „Es gab nichts mehr zu essen.“

Im Dezember 1944, kurz vor Kriegsende, reiste der spätere französische Staatspräsident Charles de Gaulle nach Moskau, um einen Vertrag mit Stalin zu unterzeichnen. Beim Staatsbankett stellte ihn der betrunkene Sowjetführer den anderen Gästen vor, allesamt Mitglieder des Politbüros. Stalin erhob sein Glas auf den „eisernen“ Lasar Kaganowitsch. Kaganowitsch hatte die Kollektivierung in der Ukraine durchgesetzt und eine brutale Aufsicht über die sowjetische Eisenbahn und die Schwerindustrie geführt. Er war daher dafür verantwortlich, dass Tausende von Menschen verhaftet, deportiert, exekutiert oder hungers gestorben waren.

„Ein mutiger Mann“, sagte Stalin. „Er weiß, dass wir ihn erschießen, wenn die Züge nicht pünktlich sind!“. Er stieß mit Kaganowitsch an und trank dann auf die Gesundheit des Armeegenerals Chrulew, der im Zweiten Weltkrieg wahre logistische Wunder vollbracht hatte. „Er muss sein Bestes geben, sonst wird er gehängt. So machen wir das hierzulande!“. Dann deutete Stalin auf Nowikow, seinen glänzenden Luftwaffenchef, der in Stalingrad mit Neuerungen wie panzerbrechenden Bomben, Nachtjägern und Bombenabwürfen im Tiefflug die Wende herbeigeführt hatte, und sagte: „Trinken wir auf ihn, und wenn er seine Arbeit nicht anständig macht, hängen wir ihn auf.“

Stalin sah de Gaulles angewiderten Gesichtsausdruck und sagte: „Die Leute sagen, ich sei ein Monster, aber wie Sie sehen, mache ich Witze darüber. Vielleicht bin ich ja gar nicht so schrecklich.“

Kurze Zeit später wurde Nowikow verhaftet, gefoltert und zu fünfzehn Jahren Zwangsarbeit verurteilt.

Ein anderer beliebter Witz ging noch weiter und verspottete Stalins Milde.

Eine georgische Delegation besucht Stalin, Die Abgesandten tauschen sich in seinem Büro mit ihm aus und gehen dann wieder. Kaum haben sie

den Raum verlassen, da sucht Stalin seine Pfeife. Er zieht die Schubladen heraus und sieht unter seinen Papieren nach, doch er kann sie nirgends finden. Deshalb ruft er Lawrenti Berija zu sich, den Chef der Geheimpolizei. „Berija“, sagt er, „ich vermisse meine Pfeife. Lauf doch mal der georgischen Delegation hinterher und sieh nach, ob einer von denen sie eingesteckt hat.“

Berija eilt durch den Flur davon. Stalin sucht unterdessen weiter. Fünf Minuten später sieht er unter dem Tisch nach und findet die Pfeife auf dem Boden. Er ruft Berija zurück. „Es ist gut“, sagt er. „Ich habe meine Pfeife gefunden. Du kannst die Georgier laufen lassen.“

„Dafür ist es leider zu spät“, erwidert Berija. „Die eine Hälfte hat zugegeben, deine Pfeife mitgenommen zu haben, und die andere ist während des Verhörs gestorben.“

Die überwiegende Mehrheit der nun aufkommenden Witze handelt vom Gulag, einem System aus Festnahmen, Inhaftierungen, Deportation, Verbannung und Zwangsarbeit, mit dessen Hilfe Stalin den Strukturwandel durchsetzte. Der Gulag war kein Instrument des Gesetzesvollzugs, sondern eine allumfassende Wirtschaftspolitik. Die Kollektivierung wurde vollzogen, indem man Bauern in die Zwangsarbeit schickte und umsiedelte. Um die Industrialisierung voranzutreiben, stützte sich Stalin auf eine ähnliche Strategie, die er auf Menschen aller Arbeitsbereiche ausdehnte: Die Standorte der großen Bergbauprojekte in Sibirien und nördlich des Polarkreises waren zum Teil viel zu kalt und zu unwirtlich, die Arbeitsbedingungen zu hart, als dass man Freiwillige hätte gewinnen können, die zu einem für den Staat erschwinglichen Lohn dort gearbeitet hätten. Also baute man Lager, in die man die „Kulaken“ und andere „bourgeoise Elemente“ steckte, damit sie Sklavenarbeit verrichteten.

Eine Schafherde wird an der russisch-finnischen Grenze angehalten.

„Warum wollt ihr Russland verlassen?, fragen die Grenzsoldaten.

„Wegen der Geheimpolizei“, erwidern die verängstigten Schafe. „Berija hat befohlen, alle Elefanten festzunehmen.“

„Aber ihr seid doch keine Elefanten!“  
„Erklär das mal der Geheimpolizei!“

Nur noch von relativ geringer Bedeutung ist die ungeschickte Verfügung Lenins über die Handhabung seines politischen Testaments in seinem Todesjahr 1924, die es Stalin ermöglichte, die Kritik seines Ziehvaters zu unterdrücken. Die Geschichte nahm nunmehr ihren Lauf. Mit Sinowjew und Kamenew bildete Stalin eine Troika, um Trotzki zu entmachten. Nachdem dies geschehen war, verbündete sich der Usurpator mit Bucharin, Rykow und anderen, um jene zu stürzen. Sie alle starben während der großen „Säuberungen“. Indessen bildeten die spektakulären Schauprozesse gegen die Mitglieder der alten Parteiführung nur die Spitze des Eisberges. Vom Beginn der Zwangskollektivierung 1929 bis zum deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 kamen Millionen Menschen ums Leben, vor dem Zweiten Weltkrieg.

Nicht das Ausmaß der Verbrechen ist Lenin anzulasten, wohl aber entscheidende Voraussetzungen für deren Ermöglichung geschaffen zu haben. Mit Bezug auf die jüngste Vergangenheit diskutierte der Bremer Politologe und Soziologe Claus Offe folgende These an: Es „könnte der Nachweis erbracht werden, daß schon von allem Anfang an (1917–24) und nicht erst als Folge des Zweiten Weltkrieges und der Aufwertung der Sowjetunion zur imperialen Blockmacht, das sowjetische Regime durch die bolschewistische Machtübernahme auf einen Entwicklungspfad festgelegt und zu Selbstkorrekturen unfähig gemacht war, der eine aussichtsreiche politische und ökonomische Modernisierung ausschloß. Dann läge der 1991 besiegelte Konstruktionsfehler tatsächlich allein im Gründungsakt und den institutionellen Prämissen des Regimes, nicht in den kriegsbedingten Deformationen und deren anschließender Chronifizierung.“ [Der Tunnel am Ende des Lichts. Erkundungen der politischen Transformation im Neuen Osten, Campus Verlag; Frankfurt am Main / New York 1994, S. 281]

*Reinhard Kusch*

/Beitrag zum Seminar „Analyse und Kritik des Totalitarismus“ des Forums Bürgerinnen- und Bürgerbewegung Hamburg e.V.)

Mit diesem Text ist des Historikers Reinhard Kusch gedacht, der am 3. Dezember 2010 in Frankfurt (Oder) im Alter von 63 Jahren ver-

starb. Reinhard Kusch studierte an der Ostberliner Humboldt-Universität, arbeitet dann – strafversetzt – im Greifswalder Staatsarchiv. In der Wendezeit engagierte er sich in Frankfurt (Oder) im Neuen Forum, war einer der Sprecher von Bündnis 90/Die Grünen und bestimmte damals das Schicksal der Grünen im Land wesentlich mit. Bereits seit Mitte der 70er Jahre arbeitete Kusch im Museum Viadrina und promovierte zur Geschichte der Stadt Stralsund. Als Wissenschaftlicher Mitarbeiter des Museums wurde er zum Spezialisten für das Mittelalter. 1999 erschien sein Buch „Kollaps der Agonie“ mit Protokollen der SED-Bezirksleitung. Im Jahr darauf wurden Kusch und der Verein der Freunde und Förderer des Museums Viadrina mit dem Preis „Der gute Geist im Verein“ für ehrenamtliches Engagement geehrt. In den letzten Lebensjahren arbeitete Kusch im Fürstenwalder Stadtmuseum, war unter anderem Mitautor des „Fürstenwalder Lesebuchs“.

### Der Witz im Stalinismus

Stalin riss schauerliche Witze über den eigenen Terror, der jüngsten realistischen Schätzungen zufolge 24 Millionen Sowjetbürger, also ein Zehntel der Gesamtbevölkerung, ins Exil trieb, ins Gefängnis, ins Straflager oder ins Grab brachte.

Im Jahr 1932 begab sich Stalin in der Pause einer Aufführung von Bulgakows Stück „Die Tage der Turbins“ von der ehemaligen Zarenloge herunter, um sich mit den Schauspielern zu unterhalten.

Der Hauptdarsteller fragte ihn: „Ich möchte bald in Urlaub fahren. Welches Ziel würden Sie empfehlen?“

„Warum fragen Sie mich das?“, erwiderte Stalin kühl. Der Schauspieler antwortete tapfer: „Sie kommen aus dem Süden, Sie kennen sich sicher aus.“

„Fahren Sie nach Turuchansk“, sagte Stalin. Turuchansk ist eine trostlose Stadt nördlich des Po-

Ewig keimen wird der Same,  
Ewig grünen wird das Feld.  
Wie die Sonn' wird Stalins Name  
Ewig scheinen auf der Welt.

*Jaik Fefer*

(aus dem Jiddischen übers. von Erich Weinert)

### Der Name Stalin ...

Mit dem Namen Stalin verbinden wir vor allem den Gedanken an Frieden. Wir denken an Stalin, wenn wir an den Frieden denken, und wenn wir von ganzem Herzen wünschen, daß der Frieden der Welt erhalten bleibe, so wünschen wir gleichzeitig leidenschaftlich, daß es Stalin beschieden sein möge, noch viele Jahre hindurch für den Frieden und damit für das Glück der Menschheit zu arbeiten. Wie Stalins Werk und die Sehnsucht nach Frieden in uns eins sind, so verbindet sich in uns auch mit Stalins Namen alles Gute und Schöne, was uns teuer ist und was uns das Leben zu bieten vermag. Stalin, der Schüler Lenins, hat gezeigt, wie man ein großes Erbe selbständig weiterentwickelt, indem man dem ererbten und lebendig überlieferten Großen aus eigener schöpferischer Kraft ein neues Großes hinzufügt. Stalins gewaltiges Verdienst ist es, die Arbeit der Sowjetunion durch die Fünfjahrespläne so entscheidend intensiviert zu haben, daß das Land, als es 1941 von den Hitlerfaschisten überfallen wurde, der außerordentlichen Belastungsprobe sich gewachsen zeigte und als Sieger aus seinem vaterländischen Kriege hervorging. Die überragende Genialität Stalins und die übermenschliche Energie von Millionen Sowjetmenschen sind nicht voneinander zu trennen, sie sind eins, sie sind ein und dieselbe Sache: der Ausdruck der Kraft einer neuen menschlichen Gesellschaftsordnung. In diesem Sinne grüßen wir Stalin an seinem 70. Geburtstag. Alle Menschen guten Willens werden an diesem Tage seiner gedenken als des größten Menschen seiner Zeit, da in ihm vorbildhaft eine neue Weltordnung verkörpert ist.

*Johannes R. Becher*

### Der Alltag des Terrors. Tagebücher aus der Stalinzeit

Veronique Garros, Natalija Korenewskaja, Thomas Lahusen (Hrsg.): Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalinzeit. Rowohlt Verlag Berlin 1998. 448 Seiten, 34 Euro

Was wissen wir mehr, seit uns das „Schwarzbuch des Kommunismus“ die Millionenopfer Lenins, Stalins und ihrer Nachahmer vorgerechnet hat? Nur wenig. So wenig wie aus der Zahl von sechs Millionen ermordeter Juden über deren wahres Schicksal. Aus dem Tagebuch der Anne Frank haben wir mehr erfahren als aus dem unsäglichen Zahlenstreit der Historiker und Geschichtsrevisoren. Das gleiche gilt für den Titel „Das wahre Leben“, mit dem uns jetzt Tagebücher der Stalinzeit vorgelegt werden. Daß es ein wahres Leben hinter den potemkinschen Fassaden des Stalinismus gab, ist nicht neu – seit Alexander Weissberg, seit Pasternaks „Doktor Schiwago“, seit Solschenizyns „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ und „Archipel GULAG“. Aber authentische Tagebücher aus der Zeit des „Großen Terrors“ sind erst jetzt nach dem Ende der Sowjetunion aus deren Archiven zugänglich geworden. Lange genug ließ sich die Weltöffentlichkeit von fiktiven Tagebüchern des „neuen Menschen“ wie Nikolai Ognew's „Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzew“ oder den Reiseberichten von Polit-Touristen täuschen, die – wie der Schriftsteller Lion Feuchtwanger – selbst noch die Moskauer Prozesse beschönigten. Was die vom Terror betroffenen Sowjetbürger davon hielten, kann man jetzt nachlesen: Einen „Naivling“ nennt ihn die Malerinnen Schaporina, die 1930 aus der französischen Emigration nach Leningrad zurückkehrte und dort Stalins Säuberungen und Hitlers Belagerung erlebte. In ihren Aufzeichnungen berichtet sie nicht nur von den Prozessen und ihren Opfern, sondern auch vom Schicksal der Angehörigen und den Reaktionen der Freunde und Nachbarn: „Übelkeit steigt in mir auf, wenn ich gleichmütig erzählen höre: Der ist erschossen ... Unfaßbar in ihrer Grausamkeit die Deportation der Frauen Verhafteter.“ Sie selbst besitzt den Mut, die Kinder ihrer deportierten Nachbarn bei der „NKWD-Kinderverteilungsstelle,

Kisowski-Prospekt 66“ abzuholen und zu sich zu nehmen – „zum ungläubigen Staunen des Personals und der Hausbewohner“. So viel Zivilcourage ist selten und so wenig selbstverständlich, daß selbst die eigenen Kinder der Mutter Vorwürfe machen. Gerade dieses Muster wiederholt sich auch in anderen Tagebüchern. Oft ist es die ältere Generation, die ihre Maßstäbe noch aus einem bürgerlichen Leben vor der Revolution oder, wie Schaporina, aus dem Exil im Westen bewahrt hat, die sich gegen den Terror empört, während die Jüngeren sich aus Furcht, Indoktrination oder Karrierismus anpassen. Auch davon gibt es Kostproben: Zum Beispiel das Tagebuch eines Familienvaters, der sich – als „Konterrevolutionär“ 1920 zu acht Jahren Zwangsarbeit verurteilt – in die Sowjetgesellschaft einzugliedern versucht und erneut – diesmal als „Kulak“ verurteilt und nach seiner dritten Verhaftung 1937 vom Geheimdienst NKWD erschossen wird. Andrej Stepanowitsch Arschilowski notiert im Januar 1937 über seine Tochter Galina: „Ist es nicht natürlich, daß sich mir das Kind in den sieben Jahren entfremdet hat? Und muß es nicht abstoßend für sie sein, wenn da plötzlich ein zum Skelett Abgemagerter kommt und an ihr herumnörgelt? Nein, man muß aufhören, an den Kindern herumzuerziehen: Sie sehen schon selbst, was gut und was schlecht ist.“ Seine Tagebücher sind mit Unterstreichungen überliefert, die der NKWD vornahm, um Anklagepunkte hervorzuheben, etwa die Sätze: „Was ich auch sage, alles wird mir schlecht ausgelegt, in allem sehen sie das Bemühen, die Partei zu verleumden, nennen es den Anschlag eines Klassenfeindes. Uns werden sie nie mehr gleichstellen, werden nie glauben, daß wir alles vergeben und vergessen. Wir sind verdammt bis zum Tod.“

Oder die Tagebücher zweier Studenten, von denen der eine als Karrierist seine Kommilitonen „organisiert“ und zum stellvertretenden Minister aufsteigt, während der andere sich nicht einmal durch Zuträgerdienste beim NKWD im Studium halten kann. Wegen „klassenfremder Herkunft“ wird er aus dem Komsomol ausgeschlossen und muß erleben, wie seine Mutter verhaftet und er zum Studienabbruch gezwungen wird. Erst nach Lagerhaft in Sibirien gelingt es ihm, eine Stelle als Wirtschaftsplaner

im Gesundheitsministerium zu erhalten. Auf dem Höhepunkt des „Großen Terrors“ während der Moskauer Prozesse kann er aus Verzweiflung nicht einmal mehr Tagebuch schreiben. Nach einjähriger Pause notiert er am 9.12.1937: „In einem alten Sprichwort heißt es: Wir alle sind in Gottes Hand. Heute hat man das Sprichwort abgewandelt: Wir alle sind in des NKWD Hand. Ach du, mein unglückliches Leben, wie wenig Erfolg hast du mir beschert! Wann haben diese Qualen nur ein Ende?!“ Für viele zu bald, für andere sollte es noch ein halbes Jahrhundert dauern, bis der Zusammenbruch des Kommunismus dem System ein Ende machte. Die Auszüge aus den Tagebüchern beschränken sich auf wenige Jahre, 1936–1939, obwohl sie im Original größere Zeiträume umfassen. Das ist schade und lenkt den Blick einseitig auf den Alltag des Terrors des sowjetischen Alltags in späteren Jahren. Aber das ist eine andere Geschichte, die ohne die Erfahrung jener Jahre auch nicht erzählt werden kann.

*Hannes Schwenger*

### **Moskau murt.**

#### **Ein kleiner Kampf gegen den großen Terror: Tagebuch einer russischen Schülerin**

Nina Lugowskaja: Ich will leben. Ein russisches Tagebuch 1932–1937. Aus dem Russischen von Christiane Körner. Carl Hanser Verlag, München, 2005, 440 Seiten, 24,90 Euro

Dass es selbst unter Stalins „großem Terror“ ein wahres Leben im Falschen gab, haben wir erst spät – nach dem Ende der Sowjetunion – erfahren. 1998 erschien ein Sammelband „Das wahre Leben. Tagebücher aus der Stalinzeit“, das auf Aktenfunden in den Archiven der sowjetischen Geheimpolizei beruhte. Darunter befand sich das Tagebuch eines Vaters, der nach sieben Jahren Straflager als „Konterrevolutionär“ zu seiner Familie zurückkehrt und erkennt, dass seine Tochter schon in einer anderen Welt lebt. Er sagt sich: „Nein, ich muss aufhören, an den Kindern herumzuerziehen. Sie sehen schon selbst, was gut ist und was schlecht. Wenn ich sie nur lenke, erziehe ich mich selber um.“ Vergeblich: 1937

unter Lenin, als Vorsitzendem des „Rates der Volkskommissare“.

Noch vor der Wahl und der nachfolgenden Zerschlagung der Konstituante, während es organisierten Widerstand nur noch im Süden, vor allem im Gebiet der Donkosaken gab, setzte der Terror gegen tatsächliche oder potentielle Gegner der Diktatur der Bolschewiki ein. Bereits am 9. November wurde die Pressefreiheit, eine der wichtigen Emrnenschaften der Februarrevolution, faktisch aufgehoben, außer den bolschewistischen Zeitungen waren nur noch das sozialrevolutionäre Blatt „Delo naroda“ und Maxim Gorkis „Novaja shisn“ zugelassen. Wichtiger noch war die Gründung einer „Außerordentlichen Kommission zur Unterdrückung der Gegenrevolution“, in der russischen Abkürzung „Tscheka“, unter dem polnisch-stämmigen Revolutionär F. E. Dzershinski, am 20. Dezember 1917. Zugleich wurde der „rote Terror“ gegen alle Feinde des Sowjetstaates proklamiert, ein systemimmanenter Bestandteil des Regimes von Anbeginn an. Symptomatisch für das Selbstverständnis als „Schild und Schwert der Partei“ ist ein bekanntes, von seinem Biographen überliefertes Zitat Dzershinskis aus dessen Antrittsrede: „Glaubt nicht, daß es mir um formales Recht zu tun ist. Wir brauchen jetzt keine Justiz. Was wir brauchen, ist der Kampf bis aufs Messer. Ich beantrage, ich fordere die Schaffung des revolutionären Schwertes, das alle Konterrevolutionäre vernichten soll!“ Die Zahlen der Opfer der Tscheka gingen schon im ersten Winter in die Tausende. Die entscheidende Weichenstellung für die Zukunft erfolgte schließlich in der Auseinandersetzung um die Konstituierende Versammlung, deren Wahl am 8. Dezember 1917 stattfand. Von den 36 Millionen Wählern stimmten nur neun Millionen für die Bolschewiki, dagegen 21 Millionen für die Sozialrevolutionäre, die jetzt die weiteren Geschicke des Landes hätten bestimmen müssen. Die 707 Sitze der Konstituante verteilten sich wie folgt: Sozialrevolutionäre: 370, Bolschewiki: 175, Linke Sozialrevolutionäre: 40, „Kadetten“: 17, Menschewiki: 16, Narodniki: 2 sowie 86 Vertreter nationaler Minderheiten und ein Unabhängiger. Hieraus konnte Lenins Schlußfolgerung wiederum nur „revolutionärer“ Terror und die Sprengung der Konstituante sein, wozu er am 24. De-

zember das ZK seiner Partei bestimmte, nachdem die Regierung bereits am 11. Dezember die „Kadetten“partei verboten und ihre Führer verhaften lassen hatte.

Am 18. Januar 1918 trat die Versammlung im Taurischen Palais zusammen, wo sie unter der von der Regierung organisierten Bewachung zuverlässiger bolschewistischer Soldaten stand und die Tscheka den Zutritt für die Zuschauertribünen regelte. Als vor dem Taurischen Palais Tausende unter roten Fahnen und mit revolutionären Plakaten für die Konstituante demonstrierten, wurden sie mit Maschinengewehrsalven zerstreut. Während beim Sturm auf das Winterpalais vier Menschen starben, waren es hier annähernd 100. Trotz Terror durch die Bewachung und die „Zuschauer“ konnten sich die Bolschewiki in der Versammlung nicht durchsetzen, woraufhin sie und auch die linken Sozialrevolutionäre auszogen. Als die Delegierten am 19. Januar zur zweiten Sitzung zusammentreten wollten, hatte der „Rat der Volkskommissare“ das Gebäude besetzen lassen und die Auflösung der Konstituante verfügt. Die Terrorherrschaft war eröffnet. Im Laufe des Jahres 1918 wurden endlich auch die Sozialrevolutionäre beider Flügel zerschlagen, nachdem sie sich im Juli noch einmal mit dem Versuch eines Aufstandes gewehrt hatten.

Der Epilog zu diesem Thema spielte im März 1921, als am 16. März die Truppen des Generals, späteren Marschalls M. Tuchatschewski die auf einen demokratischen Sozialismus zielende Erhebung der Matrosen von Kronstadt niederwarfen und Lenin am 8. März auf dem X. Parteikongreß die Resolution „Über die Einheit der Partei“ durchsetzte, die künftig jedwede Fraktionsbildung verbot. Damit waren die machtpolitischen und strukturellen Voraussetzungen für die Alleinherrschaft und den Machtmißbrauch durch einen Diktator geschaffen.

1922 wurde Stalin auf Vorschlag Lenins Generalsekretär seiner Partei, das hieß seinerzeit verantwortlich für Kader und Organisation, eine ideale Funktion zum Aufbau einer Hausmacht. Diese Funktionsbezeichnung behielt er bis zu seinem Tode bei. Sie deklarierte in der Sowjetunion, wie häufig in den „Bruderparteien“, das Amt des Parteichefs.

letarischen Massen!“; deren Avantgarde nur die bolschewistische Partei sei. Während die Sozialdemokraten nunmehr mit A. F. Kerenski den Ministerpräsidenten und die Sozialrevolutionäre mit B. V. Sawinkow den Stellvertreter und faktischen Leiter des Kriegsministeriums stellten, übernahmen die Bolschewiki die Führung der kriegsmüden Soldaten, landhungrigen Bauern und radikalisierten Arbeiter gegen die Regierung. Darüber konnte auch das letztmalige gemeinsame Handeln aller linken Kräfte bei der Abwehr des sogenannten Kornilow-Putsches im September nicht mehr hinwegtäuschen.

In diesen Tagen übernahmen die Bolschewiki den wichtigen Petrograder (Petersburger) Sowjet, zu dessen Präsidenten eine Koalition aus Bolschewiki, linken Sozialrevolutionären und linken Menschewiki Trotzki wählte, der forderte, den Zweiten Allrussischen Sowjetkongreß einzuberufen und ihm alle Macht zu übertragen. Der aus dem finnischen Exil wirkende Lenin betrieb in dessen den bolschewistischen Putsch, gegen den sich vor allem G. E. Sinowjew und Kamenew in der geplanten Form wandten. Gleichwohl fand der Aufstand mit dem bekannten Ergebnis statt. Die Regierung Kerenski setzte auch im schon von einer neuerlichen revolutionären Situation charakterisierten Monat Oktober die Politik der Demokratisierung fort. Duma und Reichsrat wurden endgültig aufgelöst und ein von einer „Demokratischen Konferenz“ vorbereitetes Vor-Parlament einberufen. Gegen den Widerstand Lenins, Trotzkis und auch Stalins setzten vor allem Kamenew und A. I. Rykow auch die Beteiligung der Bolschewiki durch. Lenin brandmarkte dies als „Abweichung von dem proletarischen und revolutionären Weg“, doch wurde die Machtfrage ohnehin nicht mehr parlamentarisch entschieden.

Am Vorabend der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ waren noch zwei Entscheidungen getroffen worden, die in diesem Zusammenhang von besonderer und – im zweiten Fall – auch weittragender Bedeutung sind. Das Zentral-Exekutivkomitee der Sowjets berief ein besonderes Militärrevolutionäres Komitee und zu dessen Vorsitzenden den Präsidenten des Petrograder Sowjets. Damit stand Trotzki dem Generalstab der bevorstehenden Revolution vor, hielt alle Fä-

den der Verschwörung in seinen Händen und leitete maßgeblich den Aufstand, in dem Stalin bekanntlich kaum eine Rolle spielte. *[Es ist letztendlich müßig, zu reflektieren, inwieweit die Geschichte des „realen Sozialismus“ unter einem sowjetischen Partei- und Staatschef Trotzki anders verlaufen wäre, doch sprechen allein seine Haltung in der Gewerkschaftsfrage oder im polnisch-sowjetischen Krieg für eine repressive Innen- und aggressive Außenpolitik, wenn man ihm auch die beispiellosen Verbrechen Stalins nicht zutrauen möchte.]*

Neben dem militärischen wurde unmittelbar vor Ausbruch der Revolution ein neues politisches Gremium geschaffen, das von bleibender Bedeutung sein sollte. Das Zentralkomitee bildete ein besonderes „Politisches Büro“ der Partei, dem zunächst Lenin, Trotzki, Kamerev, Sinowjew, G. J. Sokolnikow, A. S. Bubnow und Stalin angehörten. Mit dem „Politbüro“ war die von Trotzki 1904 antizipierte politische Pyramide komplett, das Prinzip des sogenannten demokratischen Zentralismus durchgesetzt, die innerparteiliche Demokratie, die in Lenins Vorstellung einer avantgardistischen Kaderpartei keinen Platz hatte, faktisch aufgehoben.

Immerhin ist einzuräumen, daß Lenin selbst nie nach „byzantinischen“ Formen der Macht strebte, innerhalb des Führungszirkels auch Kritik hinnahm und Widerspruch seiner engsten Genossen nicht mit Verfolgung ahndete. Doch war die Struktur für den wohl zwangsläufigen Mißbrauch geschaffen. Im übrigen bildete das führende Gremium nur die Spitze des Eisberges in der Gesellschaft.

Noch am Abend des Revolutionstages war in Petrograd der II. Allrussische Sowjetkongreß zusammengetreten, mit Beginn der Beschießung des Winterpalais' jedoch von rechten Menschewiki und Sozialrevolutionären verlassen worden. Unter dem Eindruck des Ausrufs Trotzkis – „Eure Rolle ist ausgespielt, schert Euch hin, wo Ihr von nun an hingehört – auf den Kehrlichthau fen der Geschichte!“ – räumten auch die linken Menschewiki, unter Martow, den Bolschewiki das Feld; lediglich die linken Sozialrevolutionäre arbeiteten mit diesen noch zusammen. Am 8. November konstituierte der Kongreß eine erste, von den Bolschewiki dominierte Sowjetregie-

wurde er zum dritten Mal verhaftet und liquidiert. Sein Tagebuch fiel in die Hände der GPU, die es als Beweismittel gegen ihn verwandte und uns so unfreiwillig in ihren Akten überlieferte. Nun lernen wir aus derselben Quelle ein Gegenstück noch erstaunlicherer Art kennen: das Tagebuch der Nina Lugowskaja, eines jungen Mädchens aus den Jahren 1932 bis 1937, das sich dem als Konterrevolutionär verbannten Vater nicht entfremden ließ, sondern sich so weit mit ihm identifizierte, dass sie Stalins Terror mit seinen Augen sah und so hassen lernte, dass sie ein Attentat gegen den Diktator erwo. Mit ihrer Mutter und zwei Schwestern wurde die damals 19-jährige von Stalins Justiz zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilt für Sätze wie diese, die sie mit fünfzehn geschrieben hatte: „Tagelang habe ich mir abends im Bett vorgestellt, wie ich ihn umbringe. Und dieser Diktator macht sich noch Versprechungen, dieser Unmensch, dieser gemeine Georgier, der Russland zugrunde richtet. Wie ist es nur dazu gekommen, dass das große Russland, das große russische Volk zur Gänze einem Gauner in die Hände gefallen ist?“

Auch in ihrem Prozess diente das Tagebuch als Beweismittel und gelangte so in die Akten, wo es Anfang der 90er Jahre von der Stiftung „Memorial“ entdeckt wurde. Sie selbst und ihre Familie. Sogar der Vater, hatten das Lager überlebt und waren in den 50er und 60er Jahren rehabilitiert worden; als Letzte sie selbst, nachdem sie 1963 an Chruschtschow appelliert hatte und wenigstens die Tilgung ihrer „Vorstrafe“ erreichte. Nina Lugowskaja – später als Malerin und Bühnenbildnerin tätig – verschwieg jahrezehntelang ihre Lagervergangenheit und erlebte vor ihrem Tod noch das Ende der Sowjetunion. Sie starb im Jahr, in dem ihr Tagebuch in Moskau erschien. Das Vorwort von Ludmilla Uljitzkaja sieht trotz dieses tröstlichen Endes „gute Gründe, Nina Lugowskajas Tagebuch und das Tagebuch der Anne Frank als verwandte Dokumente zu betrachten“ – als Dokumente der Alltagsgeschichte unter einer totalitären Diktatur, die selbst den Alltag des Familienlebens und der Kinder bestimmt. Beide sind empfindsame Mädchentagebücher, in denen mehr von Pubertät als von Politik die Rede ist, doch das der Nina Lugowskaja ist zusätzlich erfüllt von einer „Leidenschafts-

fähigkeit“ (Lew Gumilijow), die man bei russischen Revolutionären kaum zu kennen glaubt. Nicht zufällig war Ninas Vater Sergej Rybin Mitglied der linken Sozialrevolutionäre, der die Haussuchungen der GPU mit ätzender Ironie kommentierte und den Geheimpolizisten nachrief: „Kommen Sie ruhig öfters.“ So notiert die 14-jährige Nina die Szene am Vorabend der Oktoberrevolution und setzt in ohnmächtigem Zorn hinzu: „Ich habe beschlossen, nicht auf die Demonstration zu gehen, und das hat meine gekränkte Selbstachtung wieder etwas aufgerichtet. In der Schule, berichtet sie, gibt man den Kindern die Aufgabe, „einen Aufsatz mit den Wörtern Imperialisten, Kapitalismus, Opportunisten, Enthusiasten, Stoßarbeiter, neue Gesellschaft zu schreiben.“ Mit ihrer ängstlichen Freundin spricht sie offen und notiert enttäuscht: „Ach, wie lächerlich fand ich dieses Mädchen, das es aus irgendeinem Grund für ungehörig hält, über eine Haussuchung zu sprechen. Und wahrscheinlich denkt sie jetzt schauernd daran, dass ihr Papa verhaftet werden könnte, weil sie mit mir verkehrt. Mit mir! Bei der eine Haussuchung war! Ha, ha!“

Mit scharfem Blick geht sie durch die Stadt und beobachtet die sozialen Unterschiede der angeblich neuen Gesellschaft: Luxus in den Devisingeschäften und den Läden für die neue Elite mit „geschlossenem Verteiler“, Mängel in den trüben Verkaufsstellen, „an denen die Arbeiter und Angestellten ihre jämmerliche Zuteilung bekommen“. Sie hört die Stimmung in den Straßen nach der großen Teuerung: „Moskau murt. In den Schlangen schimpfen wütende, müde und hungrige Menschen auf die Staatsmacht und verfluchen das Leben. Nirgendwo hört man auch nur ein Wort zur Verteidigung der verhassten Bolschewisten.“ Über den Schauprozess und die Todesurteile nach der Ermordung Kirows in Leningrad urteilt sie mit Abscheu: „Eine Inquisition ist das doch und kein Sozialismus!“ Vor dieser Inquisition wird sie selbst wenig später stehen.

Hannes Schwenger

### Sowjetische Lehrjahre: Wolfgang Ruges Erinnerungen an seine Zeit in Stalins Lagern

Wolfgang Ruge: Gelobtes Land. Meine Jahre in Stalins Sowjetunion. Herausgegeben von Eugen Ruge. Rowohlt Verlag, Reinbek, 2012, 496 Seiten, 24,95 Euro

Warum haben deutsche Kommunisten, die Stalins „Großen Terror“ am eigenen Leib erfahren und Jahre ihres Lebens in sowjetischen Lagern zubrachten, jahrzehntelang über ihre Erfahrungen geschwiegen? Und das selbst nach Chruschtschows Rede über Stalins Verbrechen auf dem XX. Parteitag 1956? Auch Eugen Ruge, mit seinem Generationsroman „In Zeiten des abnehmenden Lichts“ derzeit in aller Munde, stellt sich diese Frage im Nachwort zu den Erinnerungen seines Vaters. Wolfgang Ruge, der angesehene Historiker der DDR, war erst 1956, 23 Jahre nach der Flucht seiner Familie aus Hitler-Deutschland zurückgekehrt – nachdem er 15 Jahre in Lagerhaft und Verbannung zugebracht hatte. Auch der Sohn hat darauf keine schlüssige Antwort. Zwar hatte sein Vater schon in den letzten Jahren der DDR mit Aufzeichnungen begonnen, dies aber dem Sohn verheimlicht. „Gewiss“, räumt Eugen Ruge ein, „eine Veröffentlichung in der DDR war unmöglich. Und eine Veröffentlichung im anderen westlichen Deutschland, das er bis zum Schluss, als das fremde, ja sogar als das gegnerische empfand, kam für Wolfgang Ruge nicht infrage.“ So kann auch nur der Sohn aussprechen, dass den Vater wahrscheinlich Repressalien in der DDR erwartet hätten. Vielleicht war das ja die Ursache, dass er seine ersten Aufzeichnungen liegen ließ und erst 2003 in einer Rohfassung bei einem DKP-nahen Verlag erscheinen ließ? Eugen Ruge kann nur mutmaßen, der Vater habe, obwohl Historiker, „von der Vergangenheit nichts wissen“ wollen: „Hat er das Erlebte verdrängt, um mit seinen Kompromissen leben zu können?“

Das wird man nach der jetzt vorliegenden, von Eugen Ruge betreuten Ausgabe unter dem Titel „Gelobtes Land. Meine Jahre in Stalins Sowjetunion“ nicht mehr behaupten können. Wolfgang Ruge, der als 16-Jähriger mit den Eltern in die Sowjetunion kam und dort als Erwachsener vier

Jahre im Lager und elf Jahre in der Verbannung lebte, hat in seinen Aufzeichnungen nichts beschönigt und – wie es scheint – auch nichts ver-gessen, obwohl er bei ihrer Fortsetzung bereits unter einer beginnenden Demenz litt.

Aber es gibt, um dem Sohn und Bearbeiter zuzustimmen, „keinen Zweifel, dass es sich um ein aufrichtiges Buch handelt. Es ist kein Rechtfertigungsbuch, wie Autobiografien es mitunter zu sein pflegen“. Wolfgang Ruge verschweigt weder seine durch den NKWD erpresste, zum Glück nicht realisierte Verpflichtung als Spitzel, noch das Geständnis eines Mitbewohners im Moskauer Hotel „Passage“ mit einem weiteren Genossen den Polizistenmord auf dem Berliner Bülowplatz 1931 begangen zu haben. Was aus „seinem Kumpel geworden ist, weiß ich nicht“. Dass dieser Kumpel Erich Mielke hieß, scheint Ruge nicht erfahren – oder doch verdrängt? – zu haben. Die ersten Monate in Moskau verbrachte er im legendären Hotel „Lux“, während die Mutter in einer Geheimschule der Komintern untergebracht war. Die beiden Brüder schliefen in einem Gemeinschaftszimmer und folgten den Gesprächen der Parteiprominenz. Dabei „gab es fast ausschließlich ein Thema: die Tschistka, die damals in Gang befindliche Parteireinigung“. Schon bald habe er herausgefunden, dass es bei der geforderten Kritik und Selbstkritik um die Existenz ging und das gefährliche Wort in diesen Verfahren Opposition hieß. „Ich hatte meine erste Sowjetlektion erhalten. Verkräftet hatte ich sie noch nicht.“

Es war nur ein Vorspiel zum Großen Terror, den er nach seiner Lehrzeit als Kartograf und den Verlust seiner Unterkunft auf den Straßen Moskaus vagabundierend erlebt. Er übernachtet auf Bahnhöfen, bis ihm eine Freundin ein Zimmer bei einer Witwe verschafft. Während seine Mutter und ihr Freund mit geheimen Aufträgen nach Frankreich ausreisen und sein Vater nach Deutschland ausgeliefert wird, findet er wieder Arbeit als Zeichner und lebt mit einer verheirateten Frau zusammen. Von ihr trennt er sich 1940 für eine neue Partnerin und Ehefrau und kann noch ein Fernstudium der Geschichte und Literatur mit der Bestnote abschließen, bevor er nach Kriegsbeginn 1941 das erste Mal als „deutscher Spion“ verhaftet wird wie sein Bruder Wal-

den Rolle, die dieser seit der Revolution von 1905 bei der Finanzierung der Partei durch die gewaltsamen „Expropriationen“ im Kaukasus gespielt hatte. Als unermüdlicher Kämpfer an der Heimatfront hatte sich Stalin in einer Zeit dem bolschewistischen Zentralkomitee unentbehrlich gemacht, in der die leitenden Persönlichkeiten sich im Ausland befanden. Lenin konnte Stalin, wenn schon nicht als geistigen Kopf, so doch als einen zähen und gewandten Mitarbeiter und einen skrupellosen Konspirateur gebrauchen.“ [Georg von Rauch]

1912 traf Stalin auch erstmals mit Lenin, in dessen Aufenthaltsort Krakau, zusammen, wurde wegen seiner unversöhnlichen“ [!] Haltung in der Prawda kritisiert und erhielt den Auftrag für die wichtige Abhandlung „Der Marxismus und die nationale Frage“, deren theoretischer Schein der späteren Wirklichkeit diametral widerspach – was sich im Grunde bis zum Tschetschenien-Konflikt der Gegenwart auswirkt. Die Grundlinien der Ausarbeitung gab Lenin selbst vor, bei der Abfassung leistete der damals in Wien lebende und dort von Stalin aufgesuchte Parteitheoretiker N. I. Bucharin maßgebliche Hilfe, später Komintern-Chef, 1938 eines der prominentesten Opfer seines früheren Adlatus'. Obschon unter dem starken Druck der nationalistischen Rechten stehend, kam es in der im Herbst 1912 gewählten IV. Duma zu keinem Zusammengehen der Linken, die sich aus kleinen Gruppen der Menschewiki, Bolschewiki und den sozialrevolutionären Trudowiki zusammensetzte. Auch kam ein Bündnis zwischen Menschewiki und „Kadetten“ nicht zustande. Dies veränderte sich erst unter dem Eindruck des Weltkrieges und dem Sturz des Zarismus in in der Februarrevolution 1917, die zunächst die „liberal-monarchistische“ und großbürgerliche Regierung des Fürsten G. E. Lwow hervorbrachte sowie mit den entstehenden Sowjets zu einer Art Doppelherrschaft führte.

Das verfassungsrechtlich zweifellos interessante Rätssystem wies allerdings von vornherein schwerwiegende demokratische Mängel auf. Die Abgeordneten der Sowjets, in denen zunächst die Sozialrevolutionäre die Mehrheit hatten, wurden auf unbestimmte Zeit gewählt. Die Grenzen zwischen Legislative und Exekutive waren ver-

wischt. Dies war zwar für ein revolutionäres Instrument von Vorteil, doch bedeutete die hier vorweggenommene Aufhebung der Gewaltenteilung für die gesamte Zert der Existenz des „realen Sozialismus“ gleichzeitig die Aufhebung eines wesentlichen Elements der Demokratie, hier allerdings nicht nur durch Lenin und seine Genossen begründet. Das Zentral-Exekutivkomitee der Sowjets und dessen Präsidium vereinte zunächst die Führer aller sozialistischen Parteien, bot also zugleich auch die Chance und den Ansatz für einen sozialistischen Pluralismus, sozusagen als retardierendes Moment vor der Katastrophe, wenn auch noch nicht in, so doch im unmittelbaren Gefolge der Oktoberrevolution.

Nach der Februarrevolution teilten sich die Bolschewiki in einen „rechten“, „gemäßigeren“ und in einen „linken“, „radikaleren“ Flügel. Während die Linken von einem dreiköpfigen Büro des Zentralkomitees, kurzzeitig mit dem jungen W. M. Molotow an der Spitze, repräsentiert wurden, hielt sich Stalin zunächst mit L. B. Kamenew zu der Rechtsgruppe um die Prawda-Redaktion. Vor der spektakulären Rückkehr Lenins durch das kaiserliche Deutschland im April 1917 kam es bereits zu ersten Verhandlungen mit den Menschewiki unter Martow. „Der Weg zu einer gemäßigt-sozialistischen russischen Demokratie schien frei, die Gefahr einer Radikalisierung der Revolution gebannt.“ [Georg von Rauch] Nachdem Lenin das vermeintliche Versöhnertum bereits in seinen „Briefen aus der Ferne“ kritisiert hatte, verkündete er in seinen „April-Thesen“ ein Parteiprogramm bedingungsloser Radikalität, mit dem er die bolschewistische Partei alsbald neu orientiert hatte. Offenbar in jenen Tagen entschloß sich Stalin endgültig zur Gefolgstreue gegenüber dem überlegenen Führer.

Dieser propagierte damals die Parole „Alle Macht den Sowjets!“, wengleich die Räte erst von den Bolschewiki erobert werden mußten. Auf dem Ersten Allrussischen Sowjetkongreß im Juni 1917 stellten die Sozialrevolutionäre noch 285, die Menschewiki 248 und die Bolschewiki nur 105 Delegierte, doch begann die populistische bolschewistische Propaganda an der Basis bereits die Mehrheitsverhältnisse zu verkehren. Nach der mißglückten Juli-Revolution wandelte Lenin die Losung ab: „Für die Diktatur der pro-

Die Folgeschwere dieses Schrittes Lenins erkannte seinerzeit niemand klarer als L. D. Trotzki. In seiner gleichfalls 1904 erschienenen Schrift „Unsere politischen Aufgaben“ sagte er voraus, daß die Partei durch die Parteiorganisation, die Organisation durch das Zentralkomitee und dieses durch den Diktator ersetzt werden würde und prophezeite „Die Diktatur über das Proletariat“. Diese Erkenntnisse hielten Trotzki 1917 allerdings nicht davon ab, sich, begeistert von der revolutionären Chance und seinen eigenen Möglichkeiten, der Position Lenins anzuschließen. Seine in der Revolution erworbenen Verdienste, als zweiter Mann nach Lenin, bewahrten ihn unter der Diktatur des J. W. Stalin wiederum nicht vor Parteiausschluß, Verbannung und schließlich Mord (1940). Die Einschätzung von der „Diktatur über das Proletariat“ traf 1917 übrigens auch Rosa Luxemburg, weshalb Ende der vierziger Jahre der damalige Parteiideologe der SED, Fred Oelßner, während der Gleich- bzw. Ausschaltung der Sozialdemokraten, den Kampf gegen den „Luxemburgismus“ propagierte, ein Verdienst, das nun wiederum Walter Ulbricht nicht hinderte, den Rivalen 1956 kaltzustellen. – „Die Revolution frißt ihre Kinder!“, eine der ganz wenigen durch die Praxis bestätigten „Gesetzmäßigkeiten“ marxistisch-leninistischer Revolutionstheorie.

Im Jahre 1905, während des Ausbruchs der ersten russischen Revolution, veranstalteten die Bolschewiki, wiederum in London, ihren III. Parteitag, während die Menschewiki gleichzeitig in Genf zusammenkamen. Den Leninschen Vorstellungen entsprechend begründete die radikale Fraktion in London ein besonderes „Zentralkomitee“ und verschärfte die Parteidisziplin, bewegte sich also in die Richtung einer autoritär geführten Kaderpartei als „Avantgarde des Proletariats“. In seiner Schrift „Zwei Taktiken der Sozialdemokratie und der demokratischen Revolution“ brandmarkte Lenin die menschewistischen Auffassungen als „Verrat an der Arbeiterklasse“. Während der Revolution entstanden einerseits die ersten proletarischen Sowjets (Räte) der Geschichte, andererseits bildeten sich erstmals parlamentarische demokratische Parteien und Fraktionen. Aus dem bürgerlich-liberalen „Bund der Befreiung“ gingen zum einen die

rechtsliberalen „Oktobristen“ (bezogen auf das Oktober-Manifest des Zaren von 1905), zum anderen die linksliberalen „Konstitutionellen Demokraten“ (nach den Anfangsbuchstaben „K. D.“ „Kadetten“ genannt) hervor. Die Menschewiki ihrerseits orientierten sich – im Gegensatz zu Lenin und den Bolschewiki – nunmehr zunehmend an der Sozialdemokratie des Westens. Trotzki nahm mit seiner kleinen Gruppe, den „Meshrajonzi“, eine Mittelstellung ein. [Das Dilemma des „Dritten Weges“!] Dennoch hielt man die Fiktion einer Einheit der sozialdemokratischen Partei aufrecht.

Hatte der (gemeinsame) IV. Parteitag, 1906 in Stockholm noch das menschewistische Agrarprogramm angenommen, so stand auf dem V. Parteitag, 1907 in London, 97 menschewistischen Delegierten erstmals eine tatsächliche Mehrheit von 105 bolschewistischen Delegierten gegenüber. Dieser Kongreß brachte einen Sieg Lenins hinsichtlich der Unterordnung der Gewerkschaften unter die Partei und sicherte den Bolschewiki die Mehrheit im Zentralkomitee. Infolge der Verhaftung der sozialdemokratischen Duma-Abgeordneten und ihrer Deportation nach Sibirien sowie eines oktroyierten undemokratischen Wahlrechts im selben Jahr folgte für ein Jahrzehnt eine Epoche der politischen Reaktion.

Innerhalb dieses Zeitabschnittes war in diesem Zusammenhang das Jahr 1912 entscheidend, das Jahr auch, in dem Stalin in Petersburg zur Redaktion der Prawda stieß. Lenin beschloß damals, reinen Tisch zu machen und das, was er 1903 begonnen hatte, zum Abschluß zu bringen. Die Prager Konferenz jenes Jahres schloß die Menschewiki aus der Partei aus und konstituierte diese neu als eigenständige bolschewistische Kaderpartei. In das neue Zentralkomitee – seinerzeit sieben Mitglieder und ein Kandidat – wurde auch der abwesende Stalin

kooptiert. Wichtigstes Kampfziel der Partei war die Begründung einer demokratischen Republik als Vorstufe der Diktatur des Proletariats. „Was veranlaßte Lenin, den damals selbst in Parteikreisen noch weidlich unbekanntem georgischen Revolutionär zum maßgebenden Gremium der Partei heranzuziehen? Zweifelloos steht die Aufmerksamkeit, die Lenin im Jahre 1912 Stalin schenkte, in direkter Verbindung mit der führen-

ter. Er selbst kommt noch einmal frei, wird aber im selben Zug wie Wolfgang Leonhard nach Kasachstan evakuiert.

Von nun an geht es von Lager zu Lager, als „Arbeitsarmist“, Brigadier im Gleisbau, Heizer und Waldarbeiter bei Hungerrationen und Temperaturen bis minus 40 Grad. Beim Baumfällen stürzt ihm ein Stamm auf den Fuß, was zwar das Ende der Waldarbeit, aber nicht der Lagerhaft bedeutet. Erst mit Kriegsende 1945 gilt er als „gewöhnlicher Sonderausgesiedelter“, der 1946 das Lager verlassen und ein Privatquartier beziehen kann. Eine Verordnung Molotows von 1948 verbietet jedoch jede Entfernung vom Ort der Verbannung. Das bedeutet noch acht weitere Jahre Kasachstan, die er im Umkreis der Lagerstadt in einem Projektierungsbüro unter früheren Lagerhäftlingen verbringt. Einer von ihnen vegetiert dort schon seit 1928 (!) und bekennt, er würde sich „draußen nicht mehr zurechtfinden“. Ruge beginnt erneut ein Fernstudium, das er mit einem Staatsexamen als Historiker abschließt. Aus Mexiko erreicht ihn 1948 die Nachricht, dass seine Mutter den Krieg überlebt hat; später lebt sie in der DDR und besucht ihn vor seiner Rückkehr nach Swerdlowsk. Auch seinen gleichfalls verbannten Bruder sieht er wieder.

1950 lernt er seine dritte, russische Frau Taja kennen. Nur wenige Wochen nach dem XX. Parteitag können sie in die DDR ausreisen und werden im Politbüro der SED von Karl Schirdewan begrüßt, der „meine Odyssee in der Sowjetunion mit keinem Wort erwähnt“, aber ihn auf seinen Wunsch an die Deutsche Akademie der Wissenschaften vermittelt. Das ist mehr als Ruge erwartet hat, und er, der 2006 gestorben ist, hat es der DDR sein Leben lang gedankt.

*Hannes Schwenger*

### **Intrige gegen Thälmann**

Hermann Weber, Bernhard H. Bayerlein (Hrsg.): Der Thälmann-Skandal. Geheime Korrespondenzen mit Stalin. Aufbau Verlag, Berlin, 2003, 366 Seiten, 22,50 Euro

Auf der Leipziger Buchmesse 2003 stellte der Aufbau Verlag zusammen mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung das Buch „Der Thälmann-Skandal“ mit dem Herausgeber Bernhard H. Bayerlein im Zeitgeschichtlichen Forum vor. Der Herausgeber ging zuerst auf die Biografie Thälmanns ein. Gegenstand ist die sogenannte „Wittorf-Affäre“ im Jahr 1928, in die Thälmann durch seinen Freund, den Hamburger Parteisekretär Johann Wittorf, verwickelt war. Im Buch sind neue Dokumente abgedruckt, die aufzeigen, dass Thälmann nach einem einstimmigen Beschluß des ZK als Vorsitzender abgesetzt wurde. Doch Stalin intervenierte persönlich, und schon zwei Wochen später war Thälmann wieder im Amt. So ein Skandal hatte sich bisher in der Geschichte der KPD noch nicht ereignet. Bisher unzugängliche Dokumente aus Berliner und Moskauer Archiven zur Affäre Wittorf zeigen ein bedrückendes Lehrstück über den Stalinismus und die deutsch-russischen Beziehungen. Die SPD wurde seitdem als sozialfaschistisch bezeichnet. Die Ereignisse kündigen aber auch schon den „Großen Terror“ an, dem in den 30er Jahren viele alte Bolschewiki und Mitkämpfer Lenins zum Opfer fielen. Sie wurden auf Befehl Stalins hingerichtet.

Nach der Wittorf-Affäre und der erneuten Einsetzung Thälmanns als KPD-Vorsitzenden begann der Personenkult. Erst Thälmann, dann Lenin, dann Stalin. Thälmann wurde zum Einfallstor des Stalinismus in Deutschland. Die Diffamierung innerparteilicher Gegner als Andersdenkende und letztendlich als Parteifeinde gehörte auch zur Phase der Bolschewisierung der KPD. Im neuen Buch von Bayerlein und Weber wird auch Schluss gemacht mit der Person Thälmann als Held. Die DDR-Geschichtsschreibung stilisierte Thälmann zum großen Arbeiterhelden, Antifaschisten und Führer des Hamburger Aufstandes 1923. Die Verantwortung dafür aber trug Hugo Urbahns, der Führer der Ham-

burger KPD. Thälmann wurde 1933 von der Gestapo verhaftet und 1944 im KZ hingerichtet. Musste Thälmann in Nazi-Haft sterben? Stalin war nicht an der Freilassung Thälmanns aus der Haft gelegen. Dokumente beweisen das.

Bei der anschließenden Diskussion im Zeitgeschichtlichen Forum in Leipzig wurde auch gefragt, ob aus den Briefen Thälmanns an Stalin neue Erkenntnisse gewonnen wurden. Es sind vor allem neue, bisher unveröffentlichte Dokumente aus russischen Quellen, aber auch Schweizer Komintern-Akten, die neue Erkenntnisse zulassen. Es ergibt sich ein interessanter Einblick in die Führungsstruktur der Komintern und wie die KPD von der KPDSU bestimmt wurde. Stalin, Molotow und Pjatnitzki waren die Entscheidungsträger der Komintern. Manuïlski hatte Differenzen mit Thälmann und Clara Zetkin sprach klare Worte gegen Stalin.

In der weiteren Diskussion kam dann noch der Hinweis auf eine weitere Neuerscheinung ähnlichen Inhalts mit dem Titel „Luxemburg oder Stalin? Die KPD am Scheideweg 1928“ aus dem Karl-Dietz-Verlag. Dieses Buch enthält nicht nur neue internationale Quellen und hat eine etwas andere Thematik. Eine interessante Fragestellung ist, wie sich der Prozess der Wandlung des Kommunismus von Luxemburg zu Thälmann vollzog.

1929 kann als ein Einschnitt in die Geschichte der KPD gesehen werden. Danach begann die Stalinisierung der KPD. In beiden Büchern gibt es Überschneidungen bezüglich der Wittorf-Affäre. Es wurde aber auch argumentiert, dass diese Affäre einen zu großen Stellenwert im Bayerlein-Weber-Buch bekommen hat.

Übereinstimmend wurde jedoch festgestellt, dass der Kommunismus Ende der 20-er Jahre ein Linksradikalismus gewesen ist und ein Radikalismus der Tat. Die kommunistische Bewegung wurde zerschlagen im Kampf gegen die linke Opposition (Trotzki, Sinowjew und andere), Die rechten Versöhner blieben in der KPD zurück. Clara Zetkin schrieb in einem Brief: „Ich werde mich völlig einsam fühlen in einer Partei, die sich in einen Mechanismus verwandelt hat, die sich als kommunistischer Dirigismus sowjetischer Prägung umgestaltet hat.“

*Michael Rittendorf*

### Bibliographie Stalin – Stalinismus

— Jörg Baberowski: Der rote Terror. Die Geschichte des Stalinismus. Fischer Taschenbuch Verlag, 9,95 Euro

— Jörg Baberowski: Verbrannte Erde. Stalins Herrschaft der Gewalt. C. H. Beck Verlag, 606 Seiten, 29,95 Euro

— Stefan Creutzberger: Stalin. Machtpolitiker und Ideologe. Urban Taschenbücher, Kohlhammer Verlag, 2009, 344 Seiten, 19,80 Euro

— Mark Grosset u. Nicolas Werth: Die Ära Stalin. Leben in einer totalitären Gesellschaft. Konrad Theiss Verlag, 256 Seiten, 24,95 Euro

— Boris Groys: Gesamtkunstwerk Stalin, Die gespaltene Kultur in der Sowjetunion. Carl Hanser Verlag, 136 Seiten, 13,90 Euro

— Wolfgang Leonhard: Anmerkungen zu Stalin. Rowohlt Taschenbuch Verlag, 192 S., 8,95 Euro

— Domenico Losurdo: Stalin, Geschichte und Kritik einer schwarzen Legende. Mit einem Nachwort von Luciana Canfora. Papyrossa Verlag, 451 Seiten, 22,90 Euro

— Simon Sebag Montefiore: Stalin. Am Hof des roten Zaren. Fischer Taschenbuch Verlag, 12,95 Euro

— Simon Sebag Montefiore: Der junge Stalin. Biographie. Fischer Taschenbuch Verlag, 12,95 Euro

— Norman N. Naimark: Stalin und der Genozid. Aus dem Amerikanischen von Kurt Baudisch. Suhrkamp Verlag, 157 Seiten, 16,90 Euro

— Maximilian Rutel: Stalin. Rororo-Monographie. Rowohlt Taschenbuch Verlag, 160 Seiten, 8,99 Euro

— Timothy Snyder: Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin. C. H. Beck Verlag, 523 Seiten, 29,95 Euro

— Leo Trotzki: Stalin. Eine Biographie. Mehring Verlag, 505 Seiten, 25,90 Euro

— Frank Westermann, Verena Kiefer u. Gerd Busse: Ingenieure der Seele. Schriftsteller unter Stalin – Eine Erkundungsreise. Ch. Links Verlag, 288 Seiten, 19,90 Euro



Das Stalin-Denkmal in Prag

Das Denkmal wurde nach fünfeinhalb Jahren Bauzeit 1955 eingeweiht und bereits 1962 wieder gesprengt. Es war die weltgrößte Darstellung Josef Stalins. Es wurde auf einem riesigen mit Granit verblendeten Betonsockel im Letná-Park errichtet. Das 15,5 Meter hohe und 22 Meter lange Denkmal stellte Stalin vor zwei Reihen von Tschechen und Russen dar. Antonín Zápotocký legte am 22. Dezember 1949 den Grundstein, eingeweiht wurde es am 1. Mai 1955. Geschaffen wurde das Monument vom Bildhauer Otakar Švec und den Architekten Jiří und Vlasta Štursa. Švec erhielt Drohbriefe von tschechischen Bürgern und stand unter der Beobachtung von Regierung und Geheimpolizei. Einen Monat vor der Fertigstellung nahmen er und seine Frau sich das Leben.

Die Entstalinisierung durch Chruschtschow begann kurz nach der Fertigstellung des Denkmals. Für die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei wurde das Denkmal immer mehr zum Problem. Schließlich wurde es mit 800 kg Sprengstoff und 1650 Zündern zerstört. Der Abriss kostete 4,5 Millionen Kronen.

1990 sendete aus einem Bunker in der Nähe des Fundaments der Piratensender Radio Stalin. Später etablierte sich in diesem Bunker der erste Rockclub Prags. 1991 errichtete Vratislav Karel Novák auf dem Sockel des Denkmals ein riesiges Metronom. Auch für Werbeaktionen von Michael Jackson und Václav Klaus wurde die Anlage genutzt. Über die Zukunft des Geländes ist noch nicht entschieden. Unter anderem ist an die Errichtung eines Aquariums gedacht.

*(nach wikipedia.de)*

### Wer Stalin sagt, muß auch Lenin sagen. Über die Ursprünge des Stalinismus zwischen 1903 und 1924

Wer Stalin sagt, muß auch Lenin sagen. Diese These kann heute zwar noch von Betonköpfen der PDS als revisionistische Ketzerei abgelehnt, jedoch wissenschaftlich nicht ernsthaft bestritten werden. Wenn es auch zweifelhaft bliebe, bis zu Karl Marx und Friedrich Engels, etwa zu ihrer Bewertung der Gewalt oder ihrer häufiger bekundeten persönlichen Menschenverachtung, zurückzugehen, so ist der Ansatz bei Wladimir Iljitsch Lenin – im Jahre 1903 – doch unzweifelhaft.

Im Sommer 1903 kamen 43, hauptsächlich von der „Iskra“-Gruppe (W. I. Lenin, G. V. Plechanow, J. O. Martow) handverlesene, überwiegend radikale russische Sozialdemokraten zu einer Parteikonferenz zunächst in Brüssel, dann in London zusammen, um über Programmatik und Statuten der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) zu beraten. Dieser Kongreß war im eigentlichen Sinne keine gesamt-russische Delegiertenkonferenz, konnte es unter den gegebenen Umständen auch nicht sein, und ging doch später als sogenannter II. Parteitag der SDAPR in die sowjetrussische Parteigeschichte ein.

Nachdem von den 43 „Delegierten“ (mit 51 Stimmen) sieben Mitglieder des „Allgemeinen jüdischen Arbeiterbundes in Litauen, Polen und Rußland“ im Streit über den zentralistischen oder föderativen Aufbau der Partei den Kongreß verlassen hatten, wurde dies später als Spaltung in „Bolschewiki“ und „Menschewiki“ bewertet, obwohl der Vorgang noch nicht die tatsächlichen Kräfteverhältnisse in der Gesamtpartei widerspiegelte.

Entscheidend aber war, daß Lenin auf dieser Konferenz die „Diktatur des Proletariats“ auch für Rußland postulierte, worin ihm Plechanow damals folgte, eine Kaderpartei als „Avantgarde“ des Proletariats verlangte, womit er sich noch nicht durchsetzen konnte, und de facto das Prinzip des „Demokratischen Zentralismus“ begründete, was er ein Jahr später (1904) in seiner Schrift „Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück“ auch expressis verbis tat.